

Joachim Allgaier

ME, MYSELF, AND I

Gedanken zu Identität/en

Wer kennt ihn nicht, diesen Spruch: „Du bist, was du isst“. Feinschmecker, Fast-food-Liebhaber oder Veganer. Ein Problem dabei ist, dass wir heute in den meisten Fällen nicht mehr zu wissen scheinen, was genau es ist, was wir den ganzen Tag über zu uns nehmen. Dieser Satz jedoch lässt sich auf unzählige weitere Gegenstandsbereiche ausweiten. Zum Beispiel: Du bist, was du rauchst. Erlesene handgerollte Zigarren, extra-leichte Filterzigaretten oder würzige Selbstgedrehte. Vielleicht rauchst du aber auch gar nicht. Oder in Anlehnung an den Romancier Robert Musil: Du bist, wie du wohnst. Maßgefertigte Edelholz-Möbel vom Schreiner, das Billy-Regal aus der schwedischen Möbel-Großmarkthalle oder das selbstgezimmerte Hochbett. Für den Historiker Golo Mann hingegen war klar: Wir alle sind, was wir lesen.

All diese Aussagen haben eines gemeinsam: Der Kauf und Gebrauch bzw. die Verweigerung oder Ablehnung bestimmter Waren, Dienstleistungen und Werke dient zum einen nach außen zur Selbstdarstellung der Person, zum anderen zum persönlichen Genuß. Eng daran knüpfen sich Fragen des Stils und des Geschmacks an, von denen der Soziologe Pierre Bourdieu sagt, dass diese immer schon in der gesellschaftlichen Schicht verhaftet sind, in der man sich befindet. Wir kommen nicht umhin zuzugeben, dass wir alle Konsumenten sind, die einen wesentlichen Teil ihres Selbstverständnisses und ihrer Selbstdarstellung aus dem Gebrauch und der Verwendung bestimmter Produkte ziehen. Vielleicht ließ Georg Romero, der große alte Mann des Horrorfilms, seine lebenden Toten ja deshalb ausgerechnet zur Shopping-Mall wandeln - dem Ort, an dem alles, was man zum Leben sowie zur Inszenierung von Person und Lebendigkeit braucht, zu bekommen ist. Aber ist es tatsächlich möglich, dass die Produkte, Waren und Dienstleistungen, die wir täglich in Anspruch nehmen, die alleinigen Möglichkeiten der Darstellung unserer Person und unseres Standes sind? Güter und (Kultur-)Produkte werden zumeist in Massenproduktion hergestellt und durch aufwendige und kostspielige Marketing-Maßnahmen mit einem bestimmten Image versehen und erst somit zu einem der vielgerühmten „Brands“. Ob dies zum Bild einer einzigartigen Identität oder lediglich zu einer Individualität von der Stange führt, sollte jeder für sich selbst entscheiden. Dennoch kann gesagt werden, dass aus Konsumstilen und -Praktiken, bzw. der Verweigerung oder dem Boycott bestimmter Waren, Dienstleistungen und Güter, oftmals persönliche Einstellungen und Haltungen ersichtlich werden, die tiefgründige Einblicke in das Wesen der jeweilige Person liefern können. Vordergründig

betrachtet scheint zudem die landläufige Weisheit des „Haste was, biste was“ bei uns noch immer ihre Gültigkeit zu besitzen, wenngleich die gegenwärtig immerwährende Möglichkeit der Verschuldung (zum Beispiel über Kreditkarten) dem materiellen Besitz hintergründig den finanziellen Boden entziehen kann.

Wir sind aber nicht nur, was wir haben oder kaufen. Darüber hinaus sind wir auch Familienmitglieder, Verwandte und Freunde, Teil einer Stadt-, Dorf- oder Landesgemeinschaft und eingebunden in eine Reihe von Organisationen wie Firmen und Unternehmen, den lokalen Sportverein oder den Club der Modelleisenbahn-Freunde e.V.. Sicherlich wirkt sich das soziale und kulturelle Umfeld, von dem wir schliesslich ein Teil sind, darauf aus, was wir glauben, das wir sind. Der Mensch wird durch seine Biographie, die Erfahrungen, die er macht, und dem was ihm widerfährt zu dem was sie oder er ist, glaubt, denkt und fühlt.

Haben wir einen Unfall oder fangen wir uns eine Krankheit ein, werden wir zu Patienten. Soziologisch betrachtet handelt es sich hierbei um Rollen, in die wir schlüpfen. Für die behandelnden Ärzte im Krankenhaus, werden wir jedoch sehr greifbar auch zu der Krankheit, die uns plagt. Verschiedene Interessen unterschiedlicher Rollen derselben Person können hierbei zu sogenannten Rollenkonflikten führen. Aus der Sicht mancher Soziologen ist es nun Aufgabe einer Identitätsbildung, diese unterschiedlichen Teilidentitäten über die unterschiedlichen Funktionsbereiche hinweg zu einem Ganzen, zu einer personalen individuellen Identität, zu integrieren. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang sicherlich das Bildungs- und Erziehungswesen. Was ist es, das die Bildung ausbildet? Erziehung und Schule sollen idealerweise neben weiteren gesellschaftlichen Funktionen zur Bildung der Person, also der Identität beitragen. Psychologen scheinen sich einig darin zu sein, dass die Erlebnisse und Erfahrungen im Kindes- und Jugendalter besonderen Einfluss auf die Bildung menschlicher Identitäten haben. Da sich das Bildungswesen nach wie vor größtenteils in einem staatlichen Rahmen mit verpflichtenden Inhalten und Fächern abspielt, trägt die Schule idealerweise dazu bei, dass aus dem Kind zudem ein verantwortungsbewusster Bürger wird.

Im Alltag sind wir darüber hinaus alle aber auch Konkurrenten um knappe Güter wie die schöne erschwingliche Wohnung, gut bezahlte und erfüllende Arbeit, das Schnäppchen im Schlussverkauf, Stipendien und Studienplätze und nicht zuletzt um attraktive Sexual- oder Ehepartner. Schließt sich als nächstes zum ersten erneut die Frage des Geschmacks an, was man mag und was einem gefällt, und zweitens, sehr eng damit verknüpft, die des Guthabens oder Verdiensts, oder schlicht, was man sich leisten kann. Darum vielleicht ist eine der

grundlegendsten Antworten auf die Frage „Was bist du?“ in unseren Breitengraden noch immer die Nennung der Tätigkeit, die wir zu unserem Broterwerb durchführen. Und in unseren Köpfen liegt dann auch meist schon ein Bild davon bereit, was sie oder er gerne für Musik hört und für Filme sieht, wo und was der oder die betreffende einkauft und - von besonderem Interesse - was er oder sie wohl verdienen mag, wenn man beispielsweise hört: „Ich bin HNO-Ärztin“, „Ich bin Automechaniker“ oder „Ich bin ökologisch orientierter Landwirt“. In anderen Teilen der Welt mögen es im Gegensatz dazu die Abstammung aus der jeweiligen Familie, die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Clan oder Stamm, oder die regionale oder nationale Identität sein, die eine weitaus größere Bedeutung haben, als die Tätigkeit, mit der man den Großteil seiner Tage verbringt und seine Brötchen verdient.

Wie gewaltig bei uns der Einfluss der Arbeit auf die Identität ist, merkt man bei jenen, die keine mehr haben. Im beständig wachsenden Heer der Arbeitssuchenden gibt es vermutlich nur wenige, deren Selbstwertgefühl und persönliche Substanz nicht vom Ausschluss aus dem angestrebten Arbeits- und damit auch dem gewünschten Konsumleben angegriffen wird.

Interessante Hinweise auf Zusammenhänge zwischen Betätigung und Identität liefern zudem Beiträge aus der Terrorismus- und Gewaltforschung. Dort wird vermutet, dass Identitätsproblematiken bei Terroristen eine wichtige Rolle in der Erklärung von Gewaltphänomenen spielt. So schien es etwa bei IRA-Gewalttätern in Nordirland, die sich selbst als ehrenhafte Freiheitskämpfer im Namen einer „guten“ und „wahren“ Sache sahen, der Fall zu sein, dass langfristige Waffenruhen und ein Ende der Kämpfe ihre Identität als Helden des „gerechten“ Kampfes bedrohten und diese sich als harmlose Zivilisten, die nun ihre Hauptaufgabe verloren hatten, im gewöhnlichen Leben nicht mehr zurechtfinden konnten. Unter anderem aus diesen Gründen mag es für manche von ihnen naheliegend gewesen sein, sich in weitere gewaltbereite Untergruppen aufzusplittern und trotz vereinbarter Friedensabkommen den bewaffneten Kampf wieder aufzunehmen.

Nicht außer Acht lassen sollte man auch die Wichtigkeit dessen, was man *nicht* ist. Die eigene Identität definiert sich auch über diejenigen, die anders sind als man selbst. So ist in Kneipengesprächen beispielsweise manchmal die Rede davon, dass man mitreden kann und unter Seinesgleichen erstgenommen werden will, weil man keiner von „denen“ ist – kein Arbeitsloser, kein Politiker und auch kein Terrorist. Das Eigene definiert sich hier über das, was fremd, anders und deshalb oft „falsch“ ist.

Weiter verrät uns in unserer Welt schon die Bezeichnung einer Person, schlicht und einfach ihr Name, wichtiges über den Menschen und seine Gestalt: Andrea oder Andreas,

Petra oder Peter – Eierstöcke oder Testikel. Und der schiere Blick reicht schon aus, um zu erkennen: eine häßliche Frau oder ein schöner Mann. Ein althergebrachter Schönheitsmythos ist zu einem nicht unwesentlichen Teil dafür verantwortlich, dass gutaussehenden Menschen positive Eigenschaften zugerechnet werden, während Menschen, die den gegenwärtig geteilten Schönheitsstandards so gar nicht entsprechen wollen, oft wenig erfreuliche Konnotationen zugesprochen bekommen. Die Schönheit sei edel und gut, das Böse hingegen sei häßlich wie die Sünde selbst. Erinnern Sie sich an Ihre letzten Kinobesuche? Gab es in einem der Filme eine attraktive Heldin oder einen gutaussehenden Recken, der oder die sich mit einem böartigen, finsternen und körperlich auf irgendeine Art deformierten oder schlicht und einfach nur unansehnlichen Gegenspieler herumschlagen musste? Eigentlich verblüffend, dass das Muster von Gut und Böse so einfach und durchschaubar gestrickt ist - und dennoch funktioniert es, nicht nur in unserer Kultur, schon seit hunderten von Jahren. Man denke nur an die Warzen buckliger Hexen oder den Pferdefuß Luzifers selbst.

Mit diesen Gedanken im Hinterkopf versetzen wir uns in die Person eines Menschen mit körperlicher Behinderung und stellen uns vor, wir wären beispielsweise auf einen Empfang geladen, bei dem viele vermeintlich schöne, zumindest „normale“ Menschen erwartet werden. Während die „normalen“ Menschen als schön oder häßlich wahrgenommen werden, sticht beim Behinderten oft die körperliche Deformation ins Auge. So scheint er mehr Körper zu sein, als die anderen Menschen. In etlichen Spielfilmen wird dieser Bruch der Person damit gekittet, dass körperlich Behinderten geradezu fabelhafte oder übernatürliche Kräfte angedichtet und zugeschrieben werden, die die physischen Mängel wieder wettmachen. Man könnte das Ganze ausweiten auf asiatisch oder afrikanisch aussehende Leute; eine körperliche Erscheinung wird wahrgenommen und schon sind sie da, die Vorurteile, von denen wir bis heute nicht so genau wissen, wo sie eigentlich herkommen oder wer sie uns beigebracht hat.

Auf diese Weise sind wir bei einem alten philosophischen Problem gelandet: Wir haben und sind Körper zugleich. Ist der Mensch erst einmal von den Mitmenschen durch seinen Körper klassifiziert oder kategorisiert worden, so fällt es oft sehr schwer, die individuelle Identität, die in diesem Leib steckt, zu präsentieren oder wahrzunehmen. In dieser Hinsicht scheint der Körper zunehmend als Werkzeug und Maßnahme zur Identitätspräsentation und -bildung gebraucht zu werden.

Zum einen gibt es hierbei mittlerweile unzählige Praktiken der Körpermodifikation, die nicht nur bei jungen Menschen sehr beliebt und darauf ausgelegt sind, Individuelles und Besonderheiten zu unterstreichen: darunter fallen beispielsweise Tätowierungen und Piercings

oder das Einbrennen und Einritzen von Zeichen in die Haut. Auch hier stellt sich die Frage, inwieweit die Zurschaustellung derartiger künstlicher Körpermerkmale neue Formen von Gemeinschaft oder Individualität generieren. Wenn mittlerweile sehr viele vorwiegend junge Menschen an den immer selben Stellen oft sehr ähnliche Piercings oder Tätowierungen tragen, handelt es sich hierbei dann um einen Code von Gruppenzugehörigkeit oder kann man noch von individuellen Vorlieben sprechen?

Zum anderen werden jährlich große Summen ausgegeben um sich körperlichen Idealen anzugleichen. Dies fängt bei vermeintlich harmlosen Praktiken wie Diäten zur Gewichtsreduktion und Fitnesscenter-Besuchen zur Körpermodellierung an und reicht über Botox-Spritzen und Lasertherapie gegen Falten und Fettabsaugungen zu den vielfältigen Praktiken der plastischen Chirurgie, deren Dienste von immer mehr Frauen und Männer in Anspruch genommen werden. Mittlerweile hat sich eine regelrechte Körpermodifikationsindustrie etabliert, von der wir lediglich spekulieren können, in welche Richtung diese sich erst entwickeln mag, wenn das volle Repertoire genetischer Beeinflussung eines Tages möglich sein wird.

Körperliche oder ethnische Identität, die Mitgliedschaft in unterschiedlichen Gruppen, Lebensgewohnheiten, Einkommensverhältnisse oder Konsumstile sind auf diese Art also nur ein paar wenige der vielen Facetten, die es zu betrachten gilt, will man sich dem vielgestaltigen Wesen menschlicher Identitäten annähern. Wir sind vieles zugleich. Der Blick auf menschliche Identitäten – auf Selbst- und Fremdwahrnehmung – deutet die ungeheure Komplexität an, die in jedem Einzelnen und in unser aller Zusammenleben steckt. Will man sich diesem Gegenstandsbereich annehmen, scheint es ratsam, quer durch den Garten der Wissenschaften zu grasen und philosophische wie theologische, psychologische und soziologische Aspekte zu berücksichtigen; Gedanken, Vorstellungen und Positionen der Kulturwissenschaften, der Medizin ebenso wie der Natur- und Ingenieurwissenschaften und auch aus den Künsten zu bedenken. All diese Gedanken können uns jedoch lediglich vereinzelte und momentane Einblicke darin vermitteln, was es bedeutet, ein polymorphes Wesen wie der Mensch zu sein. Bei all dem sollte jedoch nie vergessen werden, dass, auch wenn es gelingen mag, biologisch identische Menschen zu schaffen, die Identität/en jedes Menschen, und damit all das, was er oder sie denkt, glaubt und fühlt, einzigartig und nicht reproduzierbar sind.

Kontaktadresse:

Joachim Allgaier
The Open University
Faculty of Science
Walton Hall
Milton Keynes
MK7 6AA
United Kingdom
Email: J.Allgaier@open.ac.uk